

3000 Jahre Diskriminierung und kein Ende in Sicht?

- Die Unberührbarkeit in Indien:
das ewige Makel der Kastenlosen -

Indien vom 03.01. - 05.02.1999,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Ein Land voller Widersprüche - Indien zwischen Massenarmut und Hightech	524
Ghandis Enkel und ihre permanente Angst vor Verunreinigung	524
Unberührbarkeit? Wer hat sich das nur ausgedacht?	525
Gottgewolltes Schicksal und eigene Schuld: Für seine Kaste ist jeder selbst verantwortlich	525
Ein halbes Jahrhundert offizielle Ächtung ist nicht genug. Tragisches Fazit: Fünfzig Jahre nach ihrer gesetzlichen Abschaffung hat die Unberührbarkeit überlebt	526
Am Anfang war das Wort - Ein Begriff und seine Bedeutung	527
Konversion, Hochzeit oder bewaffneter Widerstand: Indiens unterschiedliche Wege aus der Unberührbarkeit	527
Ein erster Schritt ist gemacht. Dr. Ambedkar und sein Versuch Indien zu verändern	527
Dr. Ambedkars Erbe: Buddhismus als Schritt in die Freiheit?	530
Damit es die Kinder einmal besser haben. Hochzeitsmarkt in Indien	532
3000 Jahre sind genug - Die „Unberührbaren“ wachen auf	533
Bihar - in Indiens Armenhaus tobt die Gewalt	535
Das Reservierungssystem: Theorie und Praxis	536
Der Islam kennt keine Kasten. Ein Dorf wechselt seinen Glauben.	537
Enttäuschte Hoffnungen: Das Christentum bringt keine Erlösung.	540
Ein weiter Weg: 3000 Jahre alte Traditionen lassen sich nur langsam verändern	543



Jutta Pinzler, Jahrgang 1968. Studium der Romanistik, Anglistik und Ibero- lateinamerikanischen Geschichte in Köln und Buenos Aires. Längere Studien- und Arbeitsaufenthalte in England, Spanien, Argentinien und Zentralamerika. Nach dem Magisterexamen Praktika in verschiedenen Produktionsgesellschaften. Anschließend Referentin des Chefredakteurs von VOX. Seit Juli 1998 Reporterin im WDR-Landesstudio in Düsseldorf.

Ein Land voller Widersprüche - Indien zwischen Massenarmut und Hightech

Indien ist ein absurdes Land: Auf der einen Seite sprießen Hightechfirmen wie die Pilze aus dem Boden, Nuklearwaffentests vermitteln den Eindruck, Armut und Elend gehörten längst zur Vergangenheit, und in Bombay leben angeblich mehr Millionäre als in New York City. Auf der anderen Seite jedoch sind Mithgiftmorde nichts Seltenes, werden Witwen verbrannt und das Kastensystem existiert noch fast genauso wie vor der Unabhängigkeit. Das indische Gesellschaftssystem scheint allen modernen Entwicklungen zu trotzen. Aber hat sich in den letzten 50 Jahren gar nichts getan? Wie sieht das Leben der sogenannten Unberührbaren heute aus und welche Möglichkeiten gibt es, dem durch die Geburt bestimmten Schicksal zu entrinnen?

Ghandis Enkel und ihre permanente Angst vor Verunreinigung

„Ja, natürlich haben wir extra Gläser für die Unberührbaren. Alle Teehäuser hier machen das so. Wir können doch nicht aus den gleichen Gläsern trinken wie die. Das wäre doch unrein.“ Meet Sai Reddy, Besitzer eines kleinen Teeladens in Andhra Pradesh, spricht aus, was für westliche Ohren schier unglaublich klingt. In vielen Teilen Indiens ist Unberührbarkeit noch immer an der Tagesordnung. Das 2-Gläser-System ist durchaus nichts Ungewöhnliches und wird vor allem in kleinen Dörfern häufig praktiziert. Aus Angst sich beim Gebrauch desselben Glases zu verunreinigen, bestehen Hindus aus höheren Kasten darauf, dass aus ihren Gefäßen niemand aus der untersten Kaste trinkt. „Eher würde ich meinen Laden dicht machen, als aus den gleichen Gläsern wie die Unberührbaren zu trinken“, sagt Reddy und er meint wirklich, was er sagt. Früher durften die Unberührbaren seinen Teeladen noch nicht mal betreten. So gesehen hat sich die Situation zumindest ein wenig gebessert. Nachdem der Gemeinderat vor einigen Monaten angeordnet

hatte, das 2-Gläser-System abzuschaffen, schlossen aus Protest auf einmal alle Teeläden. Als die Besitzer sie wieder öffneten, war alles beim Alten. 50 Jahre nach Abschaffung der Unberührbarkeit per Verfassung müssen 16,5 % der „unberührbaren“ Bevölkerung noch immer unter ihren Auswüchsen leiden. Ein über Jahrhunderte gewachsenes Gesellschaftssystem lässt sich nun mal nicht innerhalb von einigen Jahrzehnten verändern. Die Wurzeln stecken einfach zu tief.

Unberührbarkeit? Wer hat sich das nur ausgedacht?

Das Wort „Kaste“ stammt ursprünglich von den Portugiesen, die im 16. Jahrhundert Kolonien in Südindien gründeten und mit dem Begriff „casta“ das damalige Gesellschaftssystem umschrieben. Hindus sprechen von „Varna“ - „Farbe“, einem Begriff aus dem altindischen Sanskrit, der sich nicht auf die Hautfarbe, sondern auf den unterschiedlichen Grad ritueller Reinheit bezieht.

Der Ursprung des Kastenwesens ist nicht ganz geklärt. Die meisten Historiker gehen davon aus, dass die aus Zentralasien stammenden Arier vor 3000 Jahren - nach ihrem Sieg über die Urbevölkerung - eine neue gesellschaftliche Ordnung schufen. Es entwickelte sich eine in vier Klassen aufgeteilte Gesellschaft. An ihrer Spitze standen die Brahmanen (Priester), denen die Kshatriyas (Krieger) und Vaishyas (Kaufleute) folgten. Ihnen untergeordnet waren die Shudras (Arbeiter). Die Zugehörigkeit zu einer Kaste ergab sich damals durch die Ausübung spezieller Arbeiten. Erst im Laufe der Zeit wurde sie erblich. In eine Kaste wird man hineingeboren, verlassen oder wechseln kann man sie nicht. Die sogenannten „Unberührbaren“ befanden sich schon immer außerhalb aller Kasten. Im traditionellen Kastenwesen werden sie nicht berücksichtigt und stehen in der sozialen Hierarchie an unterster Stelle. Meist sind die „Unberührbaren“ für Arbeiten verantwortlich, die im hinduistischen Glauben als unrein gelten, wie zum Beispiel Straßenbau und Reinigung oder Tätigkeiten, die mit Tierblut und -fleisch zu tun haben etc.

Gottgewolltes Schicksal oder eigene Schuld: Für seine Kaste ist jeder selbst verantwortlich

Die Hegemonie der oberen Kasten gründete sich auf bestimmte Restriktionen. Das Erlernen von Wissen oder die Teilnahme an bestimmten sozialen und kulturellen Aktivitäten war nur den höheren Kasten vorbehalten. Sanskrit zu studieren war den „Unberührbaren“ verboten, an religiösen Zeremonien durften sie nicht teilnehmen. Legitimiert wurde und wird diese Ordnung zum einen durch die von Brahmanen verfassten Schriften, den Veden. In diesen steht, dass bei der Opferung des Urriesen die Brahmanen aus dessen Kopf, die Kshatriyas aus seinen Armen, die Vaishyas aus den Schenkeln und die Shudras aus den Füßen entstanden. Zum anderen wird das Kastenwesen auch heute noch mit der Karma-Lehre gerechtfertigt: Alle gegenwärtigen

Ungerechtigkeiten lassen sich demnach als Strafe für Sünden aus dem vorherigen Leben begreifen. Wer also in eine untere Kaste geboren wurde, ist selber Schuld an seinem Schicksal und hat es nicht besser verdient. Diese Auffassung macht es den oberen Kasten ziemlich leicht, selbstgefällig ihre Privilegien zu genießen. Bei den unteren Kasten verursacht sie hingegen ein permanentes Gefühl der Schuld.

**Ein halbes Jahrhundert offizielle Ächtung ist nicht genug.
Tragisches Fazit: Fünfzig Jahre nach ihrer gesetzlichen
Abschaffung hat die Unberührbarkeit überlebt**

Angehörige der angeblich „reinen“ Kasten können sich durch die Berührung eines „Unberührbaren“ verschmutzen. Jedoch nur für eine begrenzte Zeit, denn für sie ist es möglich, sich durch bestimmte rituelle Handlungen zu reinigen. „Unberührbare“ hingegen gelten Zeit ihres Lebens als „unrein“ und können diesen Zustand durch nichts ändern. Angehörige einer höheren Kaste sind daher also immer darauf bedacht, mit der jeweils unreineren Kaste nicht in Berührung zu kommen. Aber nicht nur die körperliche Berührung birgt Gefahr, ursprünglich durfte noch nicht einmal der Schatten eines „Unberührbaren“ auf einen Höherkastigen fallen. Im städtischen Leben ist dies heutzutage natürlich kaum mehr vermeidbar. Egal ob auf der Straße, im Bus oder beim Einkaufen, Berührungen lassen sich kaum vermeiden. Dennoch ist die Furcht davor selbst in Mammutstädten wie Bombay immer wieder spürbar. Trotz extrem voller Straßen, dicht an dicht gedrängt Wartenden oder überfüllten Zügen: Zum Hautkontakt kommt es sehr selten - Indien wirkt zum Teil wie eine körperlose Gesellschaft. Und immer wieder findet man selbst in modernen Großstädten wie Madras Hinweise, die eigentlich längst der Vergangenheit angehören sollten: Schilder am Eingang eines Restaurants, die bescheinigen, dass es von Brahmanen geführt wird, oder auch in Plastik eingewickelte Süßigkeiten mit der Aufschrift: „Von Brahmanen verpackt“.

Bis 1955, als der „Untouchability Act“ in Kraft trat, mit dem Unberührbarkeit zumindest offiziell abgeschafft wurde, waren den „Unberührbaren“ viele Tätigkeiten untersagt. Sie durften weder Hinduhäuser, -schulen noch -tempel betreten. Ihnen war es verboten, Fahrrad zu fahren oder auf Pferden zu reiten, sie durften keinen Schmuck erwerben und bestimmte Kleidung nicht in der Öffentlichkeit tragen. Landbesitz oder jegliche Form politischer Beteiligung war ihnen nicht gestattet. Die Unterteilung der Gesellschaft in Kasten war und ist ein hervorragendes System wirtschaftlicher Ausbeutung.

Zwar unterliegen Praktiken der Unberührbarkeit per Verfassung der strafrechtlichen Verfolgung, einige der Benachteiligungen haben sich dennoch bis heute erhalten. Dies liegt sicher zum großen Teil an der maroden indischen Justiz. Gerichtsverfahren ziehen sich oft über Jahrzehnte, bis es zu einem Urteilsspruch kommt. Und der ist für die Opfer häufig alles andere als zufriedenstellend: Prozesse um Gewalt gegen „Unberührbare“ enden meist mit einem Freispruch für den Angeklagten (1990 in über 85 % der Fälle).

Am Anfang war das Wort - Ein Begriff und seine Bedeutung

Die sogenannten „Unberührbaren“ haben viele Namen. Offiziell werden sie zusammen mit den Stammesangehörigen (Scheduled Tribes) als „Scheduled Castes“ - „aufgelistete Kasten“ bezeichnet. 635 verschiedene Kasten sind im Anhang der Verfassung „aufgelistet“, das sind 16,5 % der Bevölkerung. Die „Scheduled Castes“ teilen sich ebenfalls in verschiedene Unterkasten und legen zum Teil großen Wert auf ihre rituellen Unterschiede. Solidarität untereinander oder irgendeine Art von Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln ist daher äußerst schwierig. Ghandi und seine Anhänger nannten die „Unberührbaren“ - „Harijans“ - „Kinder Gottes“. Seine Einstellung zu den Kastenlosen wird allein schon durch diese euphemistische Benennung deutlich. Zwar wandte er sich gegen die verheerenden Ausmaße des Kastensystems und setzte sich für eine Einbindung der „Harijans“ in die Hindugesellschaft ein. Ghandi wollte aber weder die Gliederung in Kasten als gesellschaftliches System abschaffen, noch lehnte er den hinduistischen Glauben an ein Karma ab. Er sprach sich lediglich dafür aus, die „Kinder Gottes“ besser zu behandeln.

Soziologen benutzen häufig den Begriff „Depressed Classes“, aber auch Ausdrücke wie „Adivasi“, „Bahishkrut“ oder „Asprushta“ werden immer wieder verwandt. In den letzten Jahren hat sich vor allem bei den Betroffenen selbst der Gebrauch des Wortes „Dalit“, ein Wort aus dem Sanskrit für „gebrochen“, „unterdrückt“, etabliert. Gopal Guru, einer der renommiertesten Soziologen für die Kastenthematik und selber Dalitaktivist, erklärt dies so: „Anders als die Wörter „Harijans“ oder „Scheduled Castes“ umschreibt der Begriff „Dalit“ nicht nur einen Teil der Bevölkerung, sondern impliziert gleichzeitig dessen politischen Kampf gegen die Unterdrückung.“

Konversion, Hochzeit oder bewaffneter Widerstand: Indiens unterschiedlichen Wege aus der Unberührbarkeit

An Versuchen der Dalits ihrem gesellschaftlichen Schicksal zu entrinnen mangelt es nicht. Der erste größere Widerstand gegen die permanente Diskriminierung regte sich bereits Anfang des 20. Jahrhundert und setzt sich bis in die Gegenwart fort. Die Ansätze, um die Lebensbedingungen zu verbessern, sind höchst unterschiedlich. Von staatlich regulierter Gleichberechtigung über Religionswechsel bis zu der gewaltsamen Veränderung des bestehenden Systems, die Palette ist breit.

Ein erster Schritt ist gemacht. Dr. Ambedkar und sein Versuch Indien zu verändern

Asphaltierte Straßen sind etwas Seltenes in den Slums von Poona. Nicht nur der Rikshawfahrer schaut entnervt auf den immer holpriger werdenden Schot-

terweg, der scheinbar kein Ende nehmen will. Erst nachdem sämtliche Körperteile einmal komplett durchgeschüttelt sind, ist die Fahrt beendet. Vor den kleinen Hütten hängen frisch gewaschene Saris. In leuchtend bunten Farben flattern sie im angenehm milden Wind. Egal ob reich oder arm, jung oder alt, die Mehrheit der indischen Frauen kleidet sich auch heute noch traditionell indisch. Das heißt in einen Sari. Für westliche Besucher kaum nachvollziehbar, aber offensichtlich möglich, hüllen sich indische Frauen in einen ungefähr fünf Meter langen Stoffstreifen. Und der hält tatsächlich am Körper - selbst bei Bewegung. Über Jahrhunderte hinweg hat dieses auf die meisten Europäer doch eher unbequem wirkende Kleidungsstück sämtlichen ausländischen Modeinflüssen standgehalten. Die Farbenpalette der Saristoffe ist unbegrenzt: Von safrangelb über dunkelblau oder sattgrün schimmern sie je nach persönlichem Geschmack. Nur zwei Farben haben eine besondere Bedeutung: Witwen tragen weiße, Bräute rote Saris.

Auch bei Surekha war heute Washtag. Nach getaner Arbeit sitzt sie nun vor ihrem höchstens zehn Quadratmeter großen Zuhause und gönnt sich einen heißen Tee. Surekhas gelber Sari verhüllt ihren ganzen Körper, nur die dunkelbraunen Fußspitzen schauen heraus. Vor der Tür stapeln sich Bambusspänne und einige daraus bereits fertiggestellte Körbe. An die zehn Stück kann sie jeden Tag anfertigen und so zumindest ein wenig Geld für sich und ihre Familie verdienen. Surekhas Gesicht ist ausgezehrt, nicht nur von der vielen Arbeit. Die vielen Sorgen haben sie schnell altern lassen. Nachmittags einfach so einen Tee zu trinken ist für sie etwas ganz Besonderes, genau wie Besuch aus Europa. Surekha muss ihre Kinder alleine versorgen, ihr Mann ist vor einigen Jahren gestorben. Seitdem bedeutet jeder Tag einen neuen Kampf ums Überleben.

„Er ist für mich wie ein Gott, ohne ihn würden wir heute noch immer glauben, für unser Elend selber verantwortlich zu sein.“ Surekha meint Dr. Ambedkar, einen der ersten, der auf Regierungsebene für ein besseres Leben der Dalits kämpfte. Als alleinstehende Dalitfrau in Maharashtra, einem Staat in Zentral Indien, ist sie noch benachteiligter als die anderen Dorfbewohner. Dabei war die Dalitbewegung in Maharashtra im Vergleich zu der im Rest des Landes immer verhältnismäßig stark. Nicht zuletzt dank Ambedkars, unter dessen Führung die Belange der Dalits erstmals ins Licht der Öffentlichkeit gerückt wurden. Ambedkar kam aus der Kaste der Mahars, einer der untersten Kasten, die traditionell als Toilettenreiniger arbeiteten. Die Mahars sind über ganz Indien verteilt, Angehörige ihrer Kaste findet man in fast jedem Dorf. Dort leben sie im sogenannten „maharwada“, einem von der übrigen Besiedlung abgetrennten Bereich. Die Mehrheit der Mahars lebt jedoch in Maharashtra. Diese drittgrößte Provinz Indiens gilt als das wirtschaftliche Rückgrat und sorgt für fast ein Viertel der industriellen Produktion des Landes. Aufgrund wichtiger Rohstoffe wie Eisen, Kohle, Erdöl und Erdgas haben sich hier schon früh große Industriezweige angesiedelt. Vor allem aber die Textilindustrie ist in Maharashtra sehr stark.

Neben dem Toilettenputzen verrichteten die Mahars auch alle restlichen niederen Dienste im Dorf. Sie waren für die Sauberkeit der Straßen verantwort-

lich, mussten die toten Tiere entsorgen, übernahmen Botengänge und andere unliebsame Arbeiten. Die Mahars waren von jeher „unberührbar“. Wie andere Dalits durften auch sie weder die Häuser, noch die Tempel oder Schulen der Hindus betreten, mussten eine bestimmte Kleiderordnung beachten und waren allseits geächtet. Erst mit der Besetzung Indiens durch England änderte sich das traditionelle Betätigungsfeld der Mahars. Für die neuen Industrien wurde ein Heer von billigen Arbeitern gebraucht. Vor allem in den immer schneller wachsenden urbanen Zentren ergaben sich viele neue Arbeitsmöglichkeiten. Die Mahars begannen in den Häfen, in den immer größer werdenden Getreidemühlen und bei der Eisenbahn zu arbeiten. Am meisten aber trug der Militärdienst zu ihrem schnell wachsenden Selbstbewusstsein bei. Ambedkar selbst sagte einmal, dass die „Unberührbaren“ bis zur Eroberung durch die Engländer ihre Situation nie in Frage gestellt hätten. Erst als sie bei gleicher Arbeit feststellten nicht schlechter zu sein, wurde ihnen die Ungerechtigkeit des Kastensystems bewusst. Mit den neuen wirtschaftlichen Entwicklungen veränderte sich ihr politisches Bewusstsein grundlegend.

Ambedkars Familie konnte ebenfalls durch den Militärdienst gesellschaftlich aufsteigen, aber diskriminiert wurde er auch. Als Jugendlicher durfte Ambedkar am Schulunterricht nur zuhören - außerhalb des Klassenzimmers - er durfte kein Sanskrit lernen und die Lehrer stellten ihm aus Angst, sich zu verschmutzen, keine Fragen. Seine herausragende Intelligenz machte jedoch Gönner auf ihn aufmerksam, so dass er in Bombay und London studieren konnte. Für einen Dalit damals noch ungewöhnlicher als heute. Der Unberührbarkeit konnte Ambedkar jedoch auch später als Finanzminister nicht entfliehen. Als Angestellte sich weigerten, von ihm berührtes Papier in die Hand zu nehmen, war er gezwungen, sein Amt aufzugeben. Und selbst nachdem er bereits als Justizminister unter Nehru maßgeblich an Indiens neuen Gesetzen mitgewirkt hatte, wurde er von den oberen Kasten noch immer nicht als gleichwertig akzeptiert.

Als erster politischer Führer der Dalits konnte Ambedkar die Entwicklungen Indiens während der Unabhängigkeit entscheidend beeinflussen und förderte vor allem die Politisierung der Dalits. Er vermittelte den Dalits, dass auch sie ein Recht auf Landbesitz und vor allem auf ein menschenwürdiges Leben haben. Mit damals aufsehenerregenden Aktionen wie dem Trinken aus öffentlichen Brunnen - für Dalits in dieser Zeit strengstens verboten - oder dem Versuch, Einlass in Tempel zu bekommen, aktivierte er zahlreiche Mitstreiter. Unter seiner Führung versuchten die Mahars in den 20er Jahren immer wieder, sich gewaltsam Eintritt in Hindutempel oder in für Hindus heilige Orte zu verschaffen. Erst allmählich wandelte sich der Eifer nach hinduistischer Anerkennung. Anstatt religiöse Gleichberechtigung zu erstreben, hatte nun Bildung und vor allem politische Macht Priorität. Ambedkar war der Überzeugung, dass ein besseres Leben für die Dalits nicht möglich sei, solange sie Hindus blieben. Hinduismus war für ihn und seine Anhänger nicht länger ein erstrebenswerter Glaube. Schon 1935 hatte Ambedkar angekündigt, zwar als Hindu geboren worden zu sein, nicht aber als solcher sterben zu wollen. Gemeinsam mit 100 000 Anhängern konvertierte er 1956 - kurz vor seinem

Tod - öffentlich zum Buddhismus. Heute leben in Indien ungefähr 5 Millionen Buddhisten. Buddhismus war für Ambedkar mehr eine Art soziale Ideologie als eine Religion. Mit dem neuen Glauben sollten die Dalits nicht nur eine neue Identität, sondern gleichzeitig eine unabhängigere und kritischere Art zu Denken annehmen.

In Surekhas kleiner Hütte, mitten in einem der Elendsviertel von Poona, hängt ein vergilbtes Foto von Ambedkar. Den Rahmen ziert eine noch fast frische Kette gelber Blumen. Bei der extremen Hitze ein nicht lang anhaltender Zustand. Trotz ihres geringen Einkommens leistet sich Surekha jede Woche einmal den Luxus, ihren vor mehr als 40 Jahren verstorbenen Führer mit Blüten zu ehren. Ansonsten ist ihre Hütte äußerst spartanisch eingerichtet. Einen Fernseher kann sie sich nicht leisten und auch für andere Zerstreuungen reicht das Geld nicht aus. Aber zum Glück hat sie ein eigenes Bett. Ihre zwei Söhne müssen sich zum Schlafen nachts die harte Holzpritsche teilen. Eine abgetrennte Kammer dient als Küche. Fließendes Wasser gibt es nicht, aber vom Brunnen im Viertel kann sich jeder nehmen, soviel er braucht. Auch ein Badezimmer fehlt. Die morgendliche Wäsche findet meist öffentlich, direkt hinter der Hütte statt. Die Toilette muss sich jeder täglich aufs Neue suchen. Mit einem kleinen Eimer Wasser bewaffnet - Toilettenpapier benutzen in Indien nur die Touristen – geht es hinter das Bahngleis. Surekhas Leben ist hart und sie muss schwer arbeiten um sich und ihre Söhne zu ernähren. Aber dennoch strahlen ihre Augen eine solche Würde und so viel Stolz aus, dass man sich fragt, woher sie die ganze Kraft nimmt. Ambedkars politische Aufklärung hat sicher einen kleinen Teil dazu beigetragen.

Von vielen Dalits wird „der Vater der Verfassung“ mittlerweile wie einen Gott verehrt. In zahlreichen indischen Wohnzimmern hängt sein Foto direkt neben Bildern von Buddha oder anderen Göttern. Ambedkars Geburtstag wird von vielen Dalits ausschweifend gefeiert, seine blaue Fahne weht in zahlreichen Dörfern und in den meisten indischen Städten findet man Ambedkardenkmäler an zentralen Plätzen. Neben all der Symbolik vererbte der „Vater der Verfassung“ der ihm folgenden Generation aber vor allem ein neues politisches Bewusstsein.

Dr. Ambedkars Erbe: Buddhismus als Schritt in die Freiheit?

Viele Spuren hat Ambedkar in Maharashtra, dem Staat in dem er geboren wurde, hinterlassen. 9 % der Bevölkerung glauben hier an Buddha, die meisten gehören zu den 13 % der Scheduled Castes. Auf den ersten Blick hat sich im täglichen Leben aber auch in Maharashtra nicht viel verändert. Die wirtschaftliche Situation der Dalits wurde nicht grundlegend verbessert, die Politik bestimmen zum größten Teil immer noch die Brahmanen. Auf den zweiten Blick wird jedoch klar, wie nachhaltig der vergangene politische Kampf und vor allem die Konversion zum Buddhismus die Gegenwart vieler Dalits beeinflusst.

Angeli und ihre Familie gehören zu den klassischen Profiteuren von Ambedkars Kampf. Erst vor kurzem hat sie ihre Doktorarbeit an der Anthropologischen Fakultät in Poona beendet. Das Thema: „Die Auswirkung der Konversion zum Buddhismus auf das Leben in ausgewählten Dalitviertel von Poona“. Für Angeli liegen die durch Ambedkar initiierten Verbesserungen auf der Hand: „Noch mein Opa fühlte sich unrein und minderwertig. Ich aber habe das Gefühl nicht mehr. Ich weiss, daß ich nicht weniger wert bin als jeder andere. Warum sollte ein Brahmane besser sein als wir?“

Angelis Bilderbuch-Karriere ist aber auch in Maharashtra mehr als ungewöhnlich. Zwar sind Bombay und das für indische Verhältnisse nicht weit entfernte Poona sehr modern. Frauen haben hier wesentlich größere Freiheiten als im chauvinistischeren Norden. Gleichberechtigung ist aber dennoch das ferne Ziel einer emanzipierten Minderheit. Als Frau im Alter von 30 Jahren unverheiratet zu sein und dann an der Universität zu arbeiten - nur 0,65 % der Universitätsprofessoren sind Dalits -, ist sehr untypisch in einer Gesellschaft, die für ihre patriarchalen Strukturen bekannt ist.

In einen Punjabi gekleidet, die Haare streng zurückgekämmt, sitzt Angeli hinter ihrem Schreibtisch und zeigt stolz ihre letzte Veröffentlichung. Der Punjabi Dress wurde ehemals nur in Punjab, einer Region in Nord-Indien, getragen. Mittlerweile hat er sich aber im ganzen Land durchgesetzt. Wie der Sari verhüllt auch er den Körper nahezu vollständig. Über eine weite Hose fällt ein knielanges Hemd, zusätzlich wird der Oberkörper noch mit einem langen Schal bedeckt. Kurze Röcke und enge T-Shirts tragen in Indien lediglich exhibitionistische Touristinnen oder Filmstars. Bei vielen Inderinnen hingegen scheint oft die Regel zu gelten: Je unförmiger gekleidet und je bedeckter ihr Körper ist, desto besser.

Angelis Punjabi leuchtet in kräftigem grün. Auch wenn der Sari etwas luftiger ist, Angeli fährt jeden Tag mit ihrem Motorrad zur Uni, da ist eine Hose schon praktischer. Ihren letzten Artikel hat sie einem ganz im Norden des Landes lebenden Stamm gewidmet. Zusammen mit Kollegen ist sie für die Recherche eine Woche unterwegs gewesen, hat in Zügen und Zelten geschlafen und Material gesammelt. Ein Leben ohne die Arbeit als Anthropologin kann sie sich nicht mehr vorstellen.

Auch Angelis restliche Familie ist für ihre Kaste alles andere als gewöhnlich. Ihr älterer Bruder, ein Computerfachmann, arbeitet in Nordamerika. Als gläubiger Buddhist möchte er jedoch so schnell wie möglich wieder zurück nach Indien. In der extrem konsumfreundlichen US-amerikanischen Gesellschaft fühlt er sich alles andere als wohl.

Während Angeli die Beweggründe für eine eventuelle Rückkehr ihres Bruders erklärt, merkt man, wie stolz sie ist, dass er sich nicht vom Kapitalismus hat kaufen lassen. Das buddhistische Streben nach Bedürfnislosigkeit hat seine Spuren hinterlassen. Auch der andere Bruder arbeitet in guter Position und ist noch dazu mit einer Brahmanin verheiratet. Alle Hochzeiten in der Familie waren angeblich Liebesheiraten und nicht von den Eltern arrangiert. In Indien, wo sich Paare vor der Hochzeit meist kaum kennen, ein wirklicher Sonderfall. Meist suchen die Eltern per Inserat in der

Zeitung oder durch Umfragen im Bekanntenkreis den passenden Partner. Stimmen die Horoskope, die Kaste und alle anderen äußeren Umstände, steht dem Bund fürs Leben zu zweit nichts mehr im Weg.

In Angelis Büro in der Universität, sie arbeitet dort als Assistentin eines Professors, hängt ein Schild mit dem Aufspruch: „Wenn du nur den Willen hast, kannst du alles erreichen.“ Die energische Art, wie sie redet, gepaart mit der durchdringend lauten Stimme und ihren selbstbewusst funkelnden Augen: Ihr Auftreten scheint wie die lebendige Umsetzung des Satzes. Ab und zu kommt ein Student in Angelis Zimmer und man hat das Gefühl, dass ihre Aura des „Nimm dein Leben selbst in die Hand“ fast abfärbend wirkt. Diskriminierung habe sie nie erfahren und unter ihrer Kastenzugehörigkeit würde sie auch nicht leiden. „Ausschreitungen gegen Dalits? So was gehört doch der Vergangenheit an oder passiert im Norden Indiens, in Bihar“, meint Angeli und erklärt, als müsse sie sich ihre Aussage selber bestätigen, gleich daraufhin, dass die Mahars immer schon wesentlich intelligenter als der Rest der Bevölkerung gewesen seien.

Für ihre Doktorarbeit hat sie drei Jahre lang in verschiedenen Slums von Poona Umfragen unter den dort lebenden Bewohnern gemacht. Sie wollte herausfinden, wie sich der neue Glaube auf die Lebensbedingungen der Menschen ausgewirkt hat. Angeli stellte fest, dass sich äußerlich nicht viel verändert hat, dass Selbstbewusstsein und Bildungsstand der Neobuddhisten jedoch wesentlich höher sind als bei nicht konvertierten Dalits. Die zum Buddhismus bekehrten Mahars tragen die gleiche Kleidung wie die Hindus, die Frauen malen sich denselben roten Punkte auf die Stirn und in einigen Wohnzimmer findet man sogar Figuren von Hindugöttern. Stets ist aber auch ein Foto von Ambedkar und ein Abbild Buddhas zu sehen. Verbessert hat sich vor allem der Umgang der verschiedenen Kasten miteinander. Die Distanz zwischen Hindus und Buddhisten ist zumindest in den von Angeli untersuchten Vierteln nicht mehr so groß wie früher. Zum Teil lädt man sich gegenseitig zum Essen ein und manchmal sogar zur Hochzeitsfeier der Kinder.

Damit es die Kinder einmal besser haben. Hochzeitsmarkt in Indien

„Am ehesten wird sich das System vollständig verändern lassen, wenn Angehörige verschiedener Kasten untereinander heiraten. Die Kinder aus diesen Ehen werden dann viel natürlicher aufeinander zugehen.“ Angeli kann das leicht sagen. Einer ihrer Brüder ist mit einer Brahmanin verheiratet, die Frau des anderen stammt ebenfalls aus einer höheren Kaste. Zwar hatte schon Ambedkar solche „intercaste marriages“ gepredigt, jedoch gehören sie auch heute noch zur Ausnahme. Egal wie lautstark intellektuelle Hindus das Kastensystem verurteilen, spätestens wenn sie heiraten, ehelichen sie ganz zufällig jemanden aus ihrer eigenen Kaste. Man braucht nur sonntags in die Tageszeitung „Times of India“ zu schauen und findet dort seitenweise Heiratsanzeigen, die nach Kasten geordnet sind. Da sucht dann der Sohn einer Brahmanen-Familie eine „adäquate Verbindung“. Ein 20jähriges Mädchen

gibt nicht nur an, dass sie noch Jungfrau sei, sondern ebenfalls ihre Zugehörigkeit zur Panjabi Khatrie-Kaste, und der Witwer aus der Marathi Kaste möchte möglichst schnell eine alte Jungfer aus gutem Haus heiraten.

In den ländlichen Gegenden ist eine Hochzeit außerhalb der Kaste noch ungewöhnlicher als in der Stadt. In manchen Dörfern betrachtet man es sogar als Provokation, wenn ein Dalit jemanden aus höheren Kaste heiratet. So zum Beispiel in Thirunallur im Süden Indiens. Suramani, Arumugam und Paulraj hatten nicht geahnt, welchen Hass sie auf sich ziehen würden, als sie Frauen aus einer höheren Kaste ehelichten. Im November letzten Jahres wurden sie brutal darauf aufmerksam gemacht. Eine Gruppe von zwölf militanten Hindus überfiel die jungen Männer und folterte sie während einer ganzen Nacht. Angebunden an einen Baum schlug man die jungen Männer nahezu bewusstlos und rasierte ihnen zur Demütigung die Haare ab. Die fundamentalistischen Hindus wollten ein Exempel statuieren, um andere Dalits in Zukunft davon abzuschrecken, jenseits ihrer Kaste zu heiraten. Zwar erregte der Vorfall in ganz Indien viel Aufsehen, mittlerweile ist auch die Justiz tätig geworden - zehn Verdächtige wurden festgenommen. Die Gewalttaten zeigen jedoch auf brutale Weise das anachronistische Selbstverständnis der auf dem Land lebenden höheren Kasten.

Natürlich gehören Vorfälle wie jener in Thirunallur nicht zum indischen Alltag, aber dennoch ist eine gemischte Ehe nie ganz unproblematisch. Kancha Ilaiah, Politikprofessor und Autor des umstrittenen Buches „Why I am not a Hindu“ ist Single geblieben. Heute lebt er zusammen mit seiner Schwester. Die passende Frau zum Heiraten hat er nie gefunden, vielleicht auch aufgrund seiner Kastenzugehörigkeit. Für ihn ist das Eheproblem stets sehr präsent: „Erst die nächste Generation wird von unserem Kampf profitieren. Wir selber leiden noch zu sehr unter unserem familiären Trauma. Weißt du, wie schwierig es für einen gebildeten Dalit ist, eine Frau zu finden. Nimmt er eine aus seiner Kaste, kann er sich meist nicht mit ihr unterhalten. Mit einer Frau aus einer höheren Kaste ist es aber noch komplizierter, ihr fühlt er sich doch ständig unterlegen.“

3000 Jahre sind genug - Die „Unberührbaren“ wachen auf

Im Büro von „Dappu“, einem Zusammenschluss von 70 Nicht-Regierungs - Organisation, schauen alle ganz erwartungsvoll. Zwar haben Europäer hier nicht einen ganz so extremen Exotenstatus wie im restlichen Hyderabad, Besuch aus Deutschland ist aber dennoch nichts Alltägliches. Hyderabad bietet keine Strände oder besonders sehenswerte Tempel und auch die ortsansässigen Gurus ziehen keine Seelenheilsuchenden Europäer an. Westler kommen daher ziemlich selten in die stark islamisch geprägte Stadt und blonde, blauäugige Europäer sind auf der Straße immer wieder eine kleine Attraktion.

Bei Dappu ist man sich der noch immer existierenden Benachteiligungen der Dalits sehr bewusst und versucht, gemeinsam etwas dagegen zu unter-

nehmen. Viele der Mitglieder machen selber immer wieder die bittere Erfahrung, dass sie oder ihre Familien aufgrund ihrer Kaste benachteiligt werden. „Als ich neulich mit meinem Bruder das Dorf unserer Familie besucht habe, hat uns ein Brahmane zu sich nach Hause eingeladen. Uns hat er einen Stuhl angeboten, klar, mein Bruder ist ja auch Advokat. Als meine Eltern aber zufällig dazu kamen, sollten sie auf dem Boden Platz nehmen. Wir sind dann alle zusammen gegangen. Ich glaube, es liegt noch ein ganz schön weiter Weg vor uns.“ Auch wenn Neelaiah die Episode mit seinen Eltern scheinbar beiläufig erzählt, merkt man ihm doch an, dass es selbst für den Dalitaktivisten nicht ganz leicht ist mit den täglichen Diskriminierungen fertig zu werden. In seinem Heimatdorf ist es für einen Dalit noch immer ungewöhnlich, Fahrrad zu fahren, und Schuhe tragen die wenigsten.

Seit einigen Jahren ist Neelaiah hauptberuflich damit beschäftigt, das Elend der untersten Kasten ein wenig zu mindern. Mit anderen Vertretern von Nicht-Regierungs-Organisationen und befreundeten Dalitaktivisten hat er die „National Campaign on Dalit Human Rights“ ins Leben gerufen. Neelaiah ist überzeugt davon, als ersten Schritt die Probleme der Dalits in die öffentliche Diskussion bringen zu müssen: „Wir brauchen eine gemeinsame Stimme und müssen uns zusammentun, bevor sich etwas verändern kann.“

Die Dalits sind über das ganze Land verteilt und bilden keine homogene Gruppe. Zwar leben diese 85 Millionen Menschen häufig unter ähnlichen Bedingungen und leiden unter den gleichen Diskriminierungen, eine nationale Vereinigung aller Dalits ist jedoch ein noch weit entferntes Ziel. Neelaiah und mit ihm zahlreiche politische Aktivisten in Andhra Pradesh haben es geschafft, zumindest in ihrem Bundesstaat einen kontinuierlichen Austausch von Informationen zu organisieren. Mit Flugblättern, Informationsveranstaltungen und sogar übers Internet (www.dalits.org) soll nun landesweit auf die aktuelle Situation der Dalits aufmerksam gemacht werden. Und die ist denkbar schlecht: Nach Angaben des „Human Development in South Asia“ haben

- 650 Millionen Menschen keinen Zugang zu sanitären Einrichtungen
- 226 Millionen Menschen können kein sauberes Trinkwasser bekommen,
- 62 Millionen Kinder unter 5 Jahren sind unterernährt,
- 291 Millionen Erwachsene sind Analphabeten.

Besonders betroffen von der katastrophalen Armut des Landes sind natürlich die Dalits. In vielen Dörfern ist Brunnenwasser noch immer nicht für alle zugänglich und mehr als 70% der auf dem Land lebenden Dalits besitzen kein eigenes Land. Und glaubt man der „Commission for Scheduled Castes und Scheduled Tribes“, wird alle acht Stunden eine Dalitfrau vergewaltigt - erstaunlicherweise übersteigt die sexuelle Begierde die Angst vor Verschmutzung -, alle 12 Stunden ein Mensch aus der Scheduled Caste oder der Scheduled Tribes ermordet.

„Wir Dalits sind gebrochene Menschen, deswegen ist auch unsere Bewegung gebrochen“, gibt Vinaykumar deprimiert zu. Er ist der staatliche Koordinator der Dalit Bahujan Front, einer Dalitpartei, die zumindest in fünf Distrikten von Andhra Pradesh, einer Region in Süd-Indien, aktiv ist. In den meisten Bundesstaaten spalten sich die verschiedenen Dalitgruppierungen in

unüberschaubare Fraktionen. Und eine Vereinigung ist so bald nicht in Sicht. Aber trotz landesweiter Spaltung, die Stimmen der Dalits werden immer lauter. Heute nehmen die Betroffenen ihr Schicksal nicht mehr ganz so gleichmütig hin wie in den vergangenen Jahrhunderten, inzwischen versucht man zumindest sich untereinander zu organisieren.

Alle singen mit, wenn Paul zu Beginn jedes Treffens ein Lied anstimmt. Über 40 Personen sind zusammengekommen, um zwei Tage gemeinsam zu überlegen, wie sie ihre Arbeit für die Dalits in Zukunft strukturieren können. Alle drei Monate treffen sich die Mitglieder von Dappu irgendwo in Andhra Pradesh. Dieses Mal in Guntur, ganz im Osten der Provinz. Für 4,00 DM pro Tag bietet ein Tagungszentrum der katholischen Kirche Kost und Logis. Die meisten Teilnehmer haben die Nacht im Zug verbracht und kaum geschlafen. Indien ist groß, stundenlanges, beschwerliches Reisen muss man fast immer in Kauf nehmen. Während sich der durchschnittliche Europäer bereits nach einer Nacht im Zug vollkommen gerädert fühlt, scheinen die Inder selbst mit größtem Schlafdefizit beeindruckende Diskussionsfreude zu verspüren. In Guntur merkt man niemandem an, welche Strapazen die Reise bedeutete. Zwölf Stunden ohne Pause wird besprochen, wie die selbstverwalteten Kooperativen sich weiterentwickelt haben, wie es um die allgemeinpolitische Situation des Landes steht und ob es wieder zu krassen Formen von Diskriminierung gekommen ist. „Diese Treffen sind wichtig für uns, damit wir merken, dass keiner allein ist mit seinen Problemen. Nur wenn wir selber stark sind, können wir die Missstände irgendwann einmal verändern“, sagt Paul Divakar und lächelt dabei charismatisch in die Runde. Ihn zu treffen ist alles andere als leicht, denn als Sprecher von Dappu und als einer der Hauptorganisatoren der „National Campaign on Dalit Human Rights“ ist er ständig unterwegs. Dennoch oder vielleicht gerade deswegen scheint er vor Kraft nur so zu strotzen. Der Kampf für die Dalits ist zu seinem Lebensinhalt geworden und zusammen mit seiner Frau lässt er nichts unversucht, um möglichst viele Menschen politisch zu organisieren.

Aktivisten wie Paul, Kurian oder Neelaiah finden in Indien heute zum Glück zunehmend Gehör und wie Dappu versuchen immer mehr Gruppen sich gegen die bestehenden Verhältnisse zur Wehr zu setzen. Die zweite und dritte Generation nach der Unabhängigkeit ist selbstbewusster als ihre Väter und Großväter und will nicht mehr als Menschen zweiter Klasse behandelt werden. Immer häufiger kommt es daher zu Konflikten zwischen den verschiedenen Kasten. Meldungen über gewaltsame Auseinandersetzungen gehören mittlerweile zur täglichen Berichterstattung. Nachrichten über ermordete Dalits erstaunen in Indien nur wenige Menschen.

Bihar - In Indiens Armenhaus tobt die Gewalt

Die Ereignisse im Januar und Februar 99 gingen jedoch über das normale Maß an Gewalt hinaus. In Bihar, Indiens ärmsten Bundesstaat, wurden am 25. Januar 22 Dalits auf brutale Weise umgebracht. Fünf der Toten waren Frauen,

neun Kinder. Der vermutliche Grund: ihre Kastenzugehörigkeit. Wohlhabende Landbesitzer wollten scheinbar ein Beispiel setzen und jeglichen Widerstand gegen ihre übermächtige Position im Keim ersticken. Obwohl die paramilitärische Hinduorganisation „Ranbir Sena“ die Tat kurze Zeit vorher angekündigt hatte, sah sich die Regierung nicht veranlasst Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Shankarbigaha, der Ort, in dem das Massaker stattfand, lag günstig. Die dort lebenden Dalits sind unbewaffnet, das Dorf verfügt nicht über Strom und die nächste größere Straße ist drei Kilometer entfernt. Die Polizei konnte erst zwei Stunden später benachrichtigt werden. Den Angehörigen der ermordeten Dalits ist als Wiedergutmachung mittlerweile Geld und ein Job in der Regierung versprochen worden. Helfen wird das den Familien, die Toten aber können nicht wieder zum Leben erweckt werden. Nach dem Massaker diskutierte ganz Indien über Kastenkonflikte, Möglichkeiten sie zu verbessern und den noch immer erbärmlichen Lebensstandard der meisten Dalits, wirkliche Konsequenzen wurden jedoch keine gezogen.

Doch bei den grausamen Morden vom Januar sollte es nicht bleiben. Am 10. Februar wurde Indien durch ein weiteres Massaker erschüttert. In der gleichen Region fand ein zweites Gemetzel statt. Diesmal verloren elf Menschen ihr Leben. Wieder traf es Dalits und wieder war angeblich die Privatarmee der Landbesitzer dafür verantwortlich.

Für Chennaiah, Generalsekretär der Landarbeitergewerkschaft im Nachbarstaat Andhra Pradesh, liegen die Gründe der ewigen Kastenkonflikte auf der Hand: „Solange keine wirkliche Landreform stattfindet und die Regierung den übermächtigen Landbesitzern nicht klarmacht, dass sie mit den Dalits nicht alles machen können, wird sich gar nichts ändern.“ Und in der Tat scheint die ungerechte Verteilung des Landes einer der Gründe für das Elend in Bihar zu sein. Obwohl staatlich festgelegt ist, dass einem Landbesitzer nur zwischen 8 bis 22 Hektar Boden gehören dürfen, sieht die Realität ganz anders aus. In Bihar besitzen 706 Eigentümer mehr als 80 Hektar. Und auch die Löhne der Arbeiter richten sich nicht nach dem staatlich festgelegten Minimalstgehalt. An Stelle der gesetzlichen 37,75 Rupien, das sind ungefähr 1,50 DM, zahlen die meisten Arbeitgeber mal gerade 25 Rupien. Ein Gehalt, das noch nicht einmal ansatzweise dazu reicht, eine Familie zu ernähren.

Zumindest das zweite Gemetzel scheint die Regierung für eine kurze Zeit wachgerüttelt zu haben. Zwei Tage nach dem Massaker entlässt Indiens Staatspräsident Narayanan die Regierung in Bihar. Der Bundesstaat untersteht seitdem der Zentralregierung. Ob damit jedoch das grausame Morden in Indien besiegt ist, bleibt fraglich.

Das Reservierungssystem: Theorie und Praxis

„Ich weiß gar nicht, ob ich über die Massaker traurig oder glücklich sein soll. Was geschehen ist, ist natürlich ein Tragödie, aber manchmal denke ich,

dass es auch etwas Gutes hat. Wir Dalits lassen einfach nicht mehr alles mit uns machen. Und wenn sie uns umbringen, wird mittlerweile wenigstens darüber berichtet. Wenn sich auch sonst nicht viel geändert hat.“ Kurian arbeitet seit Jahren in Nicht-Regierungs-Organisationen. Auch er muss jeden Tag aufs Neue feststellen, dass sich die Situation der Dalits in den letzten Jahrzehnten nur unwesentlich verbessert. Dabei hat sich zumindest auf der gesetzlichen Ebene einiges für die „Scheduled Castes“ getan. Bis sich dies jedoch für die breite Masse der Benachteiligten auswirkt, muss wohl noch einige Zeit vergehen. Lokale Traditionen sind stärker als Gesetzestexte. Um den Dalits bessere Möglichkeiten für einen sozialen Aufstieg zu geben, wurde in der Verfassung festgelegt, 22,5 % aller Stellen im öffentlichen Dienst und an den Hochschulen für die Scheduled Castes zu reservieren. Zwar konnten einige Wenige davon profitieren, für die Mehrheit der Dalits ist das System jedoch wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Die für die „Scheduled Castes“ bestimmten Quoten, vor allem in den besseren Positionen, werden selten erfüllt. Allein in Maharashtra sind 80.000 reservierte Stellen unbesetzt. „Das Reservierungssystem ist besser als gar nichts, zumindest gibt es jetzt immer wenigstens einen von uns, der uns öffentlich vertritt“, sagt Kurian und lächelt dabei so optimistisch, dass man fast glauben mag, einer sei genug. Für das Nichtbesetzen der Posten gibt es unterschiedliche Gründe. Zum einen bewerben sich nicht genügend Kandidaten, die die nötigen Qualifikationen für die jeweilige Stelle mitbringen. Zum anderen werden die Angehörigen der Scheduled Castes in Vorstellungsgesprächen oder während der Bekanntgabe freier Stellen benachteiligt. Die Personen, die über die Neueinstellungen entscheidenden, gehören eben meist zu den höheren Kasten und versuchen häufig unter sich zu bleiben.

Der Islam kennt keine Kasten. Ein Dorf wechselt seinen Glauben.

Wie ein geschlagener Hund sitzt Jagadish auf dem Boden und schaut mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Widerwillen zu Nalini, dem Sprecher der BJP.

Die Bharatiya Janata Party, die indische Volkspartei, regiert Indien seit zwei Jahren. Sie ist eine hindunationalistische Partei und propagiert die Vormachtstellung der Hindus im Staat. Dass der Schutz religiöser Minderheiten gerade während ihrer Regierungszeit sehr gefährdet scheint, ist sicher kein Zufall.

Für einen westlichen Beobachter wirkt es zuerst wie zufällig, dass Jagadish, obwohl noch ein Stuhl frei ist und auch alle anderen bequem auf Stühlen sitzen, der Platz auf dem Fußboden angeboten wird. Und auch, dass man den Tee nicht in der Küche zubereitet, sondern von draußen holt, scheint erst einmal unverdächtig. Für jeden Inder ist jedoch sofort klar, dass Jagadish im Haus des Brahmanen nicht Platz nehmen darf, weil er ein Dalit ist, und dass der Tee von draußen geholt wird, damit die Fremden nicht in Berührung mit dem hauseigenen Geschirr kommen. Auf die Frage, warum er sich so selbst-

verständlich auf den Boden gesetzt habe, antwortet Jagadish hilflos: „Was soll ich denn tun, wenn ich mich jetzt wehre, bekomme ich das nächste Mal, wenn ich Arbeit brauche, keinen Job.“

Nalini ist aufgebracht und in einem Gemisch aus Urdu und Englisch diskutiert er lautstark über die bösen Machenschaften der Presse und der Journalisten überhaupt. 1981 überrollten Heerscharen von Medienvertretern, Politikern und Aktivisten sein Dorf, das ganze Land sprach über Meenakshipuram. Nalini befürchtet, das Ganze könne sich nun wiederholen. 18 Jahre ist es her, dass in Meenakshipuram, einem kleinen Ort ganz im Süden von Tamil Nadu, hunderte von Dalits zum Islam konvertierten. Nicht nur Nalini war damals erstmals gezwungen, sich mit den schlechten Lebensbedingungen der Dalits auseinanderzusetzen. Klar, dass er nichts davon hält, die Kritik des ganzen Landes nochmal auf sein Dorf zu lenken.

Drei Stunden im Auto dauert die beschwerliche Fahrt von der nächst größeren Stadt. Über schlecht asphaltierte, selten befahrene Straßen kommt man durch Orte, in denen scheinbar die Zeit stehen geblieben ist. Immer wieder versperren die berühmten heiligen Kühe den Weg und lassen sich nur äußerst ungern aus ihrem gemütlichen Trott bringen. Die Luft ist schwül und stickig und der ständige Staub raubt einem fast den Atem. Dabei hat die wirklich heiße Jahreszeit bislang nicht einmal angefangen. Noch leuchten die Reisfelder in saftigem Grün und keiner klagt über mangelndes Wasser. Im Vorbeifahren lässt die malerische Exotik der Natur das karge Leben auf dem Land für einen Augenblick nahezu pittoresk erscheinen. Bis nach Meenakshipuram hat der Asphalt nicht gereicht, die letzten Kilometer muss der Wagen sich über rotbraune, steinige Wege kämpfen. Während des Monsums gleicht hier jegliches Fortbewegen schnell einer Schlammschlacht.

Auch in dem 300-Seelen Dorf Meenakshipuram war das Leben der Dalits seit jeher geprägt von Unterdrückung und Benachteiligung. Aus den gleichen Motiven wie die Anhänger von Ambedkar hatten die ehemals Unberührbaren in den 70er und 80er Jahren genug vom Hinduismus und seinen menschenverachtenden Regeln. Die Konversion zum Islam schien damals als der einzige Weg aus dem Elend. Viele Hindus hören dies jedoch noch immer nicht gern. „Da war doch Geld im Spiel, damit die zum Islam übertreten, die waren doch alle gekauft“, verkündet Nalini ohne jeglichen Selbstzweifel und man kann sich gut vorstellen, dass er von seiner angeblich natürlichen Vormachtstellung zutiefst überzeugt ist. Vor allem fundamentalistische Hindupolitiker machen oft eine „weltweite muslimische Konspiration“ für die immer wieder vorkommenden Konversionen verantwortlich. Hamid, religiöses Haupt der muslimischen Gemeinde in Meenakshipuram, weiß, dass niemand am Glaubenswechsel verdient hat: „Guckt euch die konvertierten Familien doch an, von denen hat keiner mehr Geld als vorher. Auch von den vermeintlichen Jobs in den Golfstaaten konnte hier bislang noch niemand profitieren.“ Wirtschaftlich ergeben sich für die zum islamischen und auch christlichen Glauben Konvertierten tatsächlich keine Vorteile. Ganz im Gegenteil, der Wechsel ist für jeden Hindu nicht nur in religiöser Hinsicht ein großer Schritt. Denn mit dem Ver-

lassen der hinduistischen Glaubensgemeinschaft geht jeglicher Anspruch auf eine Bevorzugung durch das Reservierungssystem verloren.

In Shahuls Teeladen versammelt sich das halbe Dorf. Die Sonne brennt hier fast das ganze Jahr mit erbarmungsloser Kraft, so dass man am liebsten den ganzen Tag unter den schattenspendenden Palmenblättern der kleinen Hütte verbringen möchte. Auf einem Gaskocher steht ein riesiger dampfender Topf, in dem Indiens Nationalgetränk zubereitet wird. Ein Brahmane würde hier noch immer nichts trinken, die unteren Kasten haben mittlerweile jedoch kein Problem mehr von einem ehemals „Unberührbaren“ Tee zu kaufen. Heiß und zuckersüß, schenkt Shahul für ein paar Pfennig das milchig braune Getränk an alle aus, die eine Pause von der staubigen Straße und der sengenden Hitze brauchen. Verschiedene Gläser gibt es hier nicht. „Siehst du, heute kommen Leute wie ihr in meinem Teeladen. Vor zwanzig Jahren, als ich noch ein Dalit war, hätte ich mir das nicht mal träumen lassen.“ Shahul würde sofort wieder konvertieren. Zwar werden den Dalits im Haus des BJP-Führers noch immer keine Stühle angeboten, im Rest des Dorfes sind die Grenzen zwischen den hohen und den niedrigsten Kasten jedoch ein bisschen fließender geworden. Der soziale Protest hat den unteren Kasten ein neues Selbstbewusstsein gebracht, den oberen gezeigt, dass sie nicht immer alles so machen können, wie sie es wollen.

Konversion ist in Indien derzeit ein sehr aktuelles Thema. Ausgelöst durch den Mord an einem australischem Missionar und seinen zwei Söhnen, diskutiert zur Zeit das ganze Land über die Gründe der stetig zunehmenden Religionswechsel. Zusammen mit seiner Frau und drei Kindern lebte Graham Staines in Orissa, im Nord-Osten Indiens, und arbeitete dort in einer Leprastation. Am 23. Januar wurde er mit seinen zwei Söhnen in einem Auto verbrannt. Der kaltblütige Mord an Staines war nicht die erste Attacke gegen die christliche Minderheit. Bereits zu Weihnachten '98 war es in Gujarat zu gewaltsamen Ausschreitungen gegen Christen gekommen.

Neben offizieller Trauer und scheinbar aufrichtigem Entsetzen über die zunehmende Gewalt gab es in den Wochen nach den Anschlägen auch sehr fragwürdige Reaktionen. Kushabhau Thakre, ein führender Politiker der Regierungspartei BJP, riet den Missionaren sich vorsichtig zu verhalten, da sie auf einem Pulverfass säßen. („I appeal to the missionaries that they are sitting on a stack of hay. They better be careful.“). Giriraj Kishore, ein anderer hindufundamentalistischer Politiker, bekundete, dass Staines Arbeit in der Leprastation nur ein Fassade gewesen sei. Denn in dem Gebiet gäbe es ja gar keine Leprakranken. Und anstatt sich mit der zunehmend eskalierenden Gewalt auseinanderzusetzen, rief Indiens Premierminister Vajpayee die Bevölkerung zu einer „national debate on conversion“ auf.

Dörfer wie Meenakshipuram, in denen gleich Hunderte konvertierten, rücken seitdem wieder verstärkt ins Licht der Öffentlichkeit. Denn obwohl in Indien nicht mehr als 0,7 % Buddhisten, 2,2 % Christen und 11 % Muslime leben, - 85 % der Bevölkerung sind Hindus - , ereifert sich ein großer Teil der Hindugemeinschaft in emotionalen Debatten über den drohenden Untergang ihrer Religion.

Enttäuschte Hoffnungen: Das Christentum bringt keine Erlösung.

„Manchmal wollte ich mich am liebsten umbringen“, resümiert Prasad sein Leben im Dorf und guckt dabei so traurig, dass man sich gut ausmalen kann, was es bedeutet, als „Unberührbarer“ in Indien aufzuwachsen. Seine Finger sind ganz gelb vom vielen Rauchen. Und auch jetzt zieht er ununterbrochen an seiner Zigarette, so als könne er sich an ihr festhalten. Wenn, wie heute, ausnahmsweise mal genug Geld da ist, gönnt sich Prasad den Geschmack der großen, weiten Welt - nordamerikanische oder englische Marken. An den Kiosken kann man die Zigaretten einzeln kaufen, denn eine ganze Packung können sich nur die wenigsten Inder leisten. Heute ist ein guter Tag für Prasad, oft reicht sein Geld noch nicht einmal für die billigen Bidis, die süßlich schmeckenden einheimischen Zigaretten, bei denen sich den meisten Europäern der Magen umdreht und die Lunge schreit. Prasad ist Malar und gehört damit zu einer der größten Kasten in Andhra Pradesh, einem Staat im Osten des Indiens. Doch anders als die meisten seiner Leidensgenossen hatte er Glück und konnte die ihn nahezu erstickende Enge seines Heimatdorfes verlassen.

Heute lebt der 35jährige in Hyderabad, Indiens fünftgrößter Stadt. Hier trifft der Norden auf den Süden, islamische auf hinduistische Kultur. Diamantenminen verhalfen der Stadt zu großem Reichtum. Noch heute zeugen monumentale Bauten aus dem 19. Jahrhundert von der vergangenen Pracht. Wer Perlen und glitzernden Schmuck sucht, ist in Hyderabad am richtigen Ort. Auch wenn die funkelnden Diamanten für die Mehrheit der Einwohner immer nur ein Traum bleiben werden, an Käufern mangelt es in den zahlreichen Juwelierläden nicht. Die boomende Filmindustrie, aber auch die immer schneller wachsende Hightechbranche garantierten einer breiten Mittelschicht die nötige Finanzkraft. Prasad kann sich die funkelnden Ketten nur im Schaufenster anschauen. Selbst wenn er wollte, könnte er mit seinem durchschnittlichen Monatsverdienst von 200 DM keine Perlen erstehen. Der Lohn für seine Übersetzungen aus dem Englischen ins Urdu reicht gerade, um das Zimmer bei Freunden zu bezahlen. Das Schreiben für politische Zeitungen und das Verfassen von Filmmusik ist für ihn ein wenig lukrativer Luxus. Prasads Kleidung zeugt vom so gut wie nie übrigbleibenden Geld. Seine Jeans ist sicher nicht aus modischen Überlegungen ausgeblieben und mittlerweile eher weiß als blau. Und das bereits mehrmals geflickte Baumwollhemd hat auch schon bessere Tage gesehen. Nur die Schuhe sind fast neu, ein guter Freund hatte sie ihm vergangene Woche zum Geburtstag geschenkt. Eine eigene Wohnung zu mieten scheint für Prasad in naher Zukunft nicht möglich zu sein. Nicht nur die begrenzten finanziellen Möglichkeiten, sondern vor allem sein Nachname gestalten die Wohnungssuche sehr schwierig. „Wenn die Vermieter meinen Namen hören, wissen sie natürlich sofort, dass ich ein Dalit bin, und so einem wollen die meisten Hausbesitzer ihre Wohnung nicht überlassen“, stellt Prasad verbittert fest. Ansehen kann man ihm seine Kastenzugehörigkeit als Europäer nur sehr schwer, aber auch als Inder weiß man nicht sofort, dass Prasad zu den

Malars gehört. Anders als bei vielen Dalits ist seine Hautfarbe äußerst hell und mit seinen 1,75 Meter ist er für einen Sünder sehr groß.

In Indien gilt noch immer: je heller die Haut, desto besser. Das indische Schönheitsideal hat oft sogar Einfluss auf die Ernährungsgewohnheiten von schwangeren Frauen: Viele zukünftige Mütter essen während der Schwangerschaft kein Obst mit schwarzen Kernen, um so die Geburt eines dunkelhäutigen Kindes zu vermeiden. Besonders die dunklen Mädchen leiden oft sehr stark unter Diskriminierungen. Sie gelten nicht nur als sehr unattraktiv, auch der Preis für ihre Mitgift ist wesentlich höher als bei hellhäutigen Mädchen.

Zwar sieht man Prasad seine Herkunft nicht direkt an, wenn man mit ihm redet, ahnt man jedoch sehr schnell, dass er nicht aus der Oberschicht kommt. Allein seine schüchterne und äußerst zurückhaltende Art wäre für einen Brahmanen sehr untypisch. Obwohl Prasads Englisch ausgezeichnet ist, spricht er es nur mit Vertrauten. Beim Treffen mit Fremden bevorzugt er zu schweigen oder lässt sich seine Worte von Freunden übersetzen. Und das, obwohl er ganze Bücher vom Englischen ins Urdu übersetzt hat. Auch wenn das Leben in der Stadt für Prasad manchmal schwer und recht einsam ist, zurück ins Dorf möchte er erst einmal nicht mehr: „Viele von uns Dalitaktivisten sind auf dem Dorf in abseits liegenden Dalitvierteln groß geworden. Heute geht es uns wesentlich besser als damals. Viele von uns konnten auf die Schule gehen, einige haben sogar studiert. Anders als der Rest unserer Familie leben die meisten von uns heute in den Städten. Natürlich vermissen wir unser Leben im Dorf ziemlich oft. Aber die Freiheit in der Stadt ist einfach größer.“

Schon Ambedkar sah in den immer größer und anonym werdenden Städten eine Chance, die Kastengegensätze aufzuheben. In Ballungszentren wie Bombay oder Madras lassen sich die starren Kastenregeln und -verbote wesentlich schwerer aufrecht erhalten als in einem kleinem Dorf. Die verstärkte Landflucht der letzten Jahrzehnte ermöglicht neben ihren vielen katastrophalen Auswirkungen zumindest eine gewisse soziale Mobilität.

Ein wenig dörfliche Vertrautheit und familiären Anschluss findet Prasad in Hyderabad inzwischen bei seinen zahlreichen Freunden. Wenn die am Tag nahezu unerträgliche Hitze abends ein wenig nachlässt, besuchen sie sich gegenseitig oder gehen gemeinsam auf den Unicampus. In Hyderabad, einem der wenigen Orte, an dem man ungestört und ohne den ständigen Lärm und Gestank der Autorikshaws im Freien sitzen kann. Im Schneidersitz auf dem Boden singen sie zusammen Lieder, die Texte dafür hat häufig Prasad geschrieben. Er selbst singt auch sehr gern und selbst ohne instrumentale Begleitung kann man seiner angenehm dunklen Stimme ohne Weiteres stundenlang zuhören. Prasads Lieder sind meist sehr traurig und beschreiben das karge Leben auf dem Dorf. Frauen, die von ihren Männern geschlagen werden, Bauern, denen die Ernte verlorenggeht, Mädchen, die man nach der Hochzeit umbringt. Die tragischen Figuren der Texte entspringen leider selten seiner Fantasie.

Ähnlich wie bei Angeli ist es auch bei Prasad die Konversion zu einer anderen Religion, die das Leben einer ganzen Familie verändert hat. Wie in viele

andere Regionen Indiens, kamen Missionare in den 20er Jahren auch ins abgelegene Dorf Kanchi Kacherla, um die christliche Lehre unter das Volk zu bringen. Prasads Großeltern profitierten davon und beschlossen den Glauben der Westler anzunehmen. Gleiche Chancen für alle, Bildung für jedermann hörte sich gut an und sowieso war man die ständige Gängelung durch die Hindus leid. Während die Großeltern weder lesen noch schreiben konnten und sich das Überleben durch einfache Landarbeit sicherten, erlangte die nächste Generation bereits eine solide Schulausbildung. Prasads Eltern arbeiten als Lehrer in einer Dalitschule.

Auch heute noch ist eine solide Ausbildung häufig den Brahmanen und anderen höheren Schichten vorbehalten. Laut eines Berichts des „Human Development in South Asia“ haben Jungen aus der städtischen Mittelschicht eine 90% ige Chance den Schulabschluss zu erlangen. Mädchen dagegen, die aus einer unteren Kaste und aus ländlichen Regionen stammen, haben jedoch nur eine 17% ige Chance.

Prasad ist sich des Privilegs der Bildung sehr bewusst: „Auch wenn ich nicht an Gott glaube, ich bin sehr froh christlich erzogen worden zu sein. Ohne die Kirche wäre ich wahrscheinlich nicht in die Schule gegangen und studiert hätte ich wohl nie im Leben.“ Zwar gelang es den christlichen Missionaren, einen gewissen Bildungsstandard nach Indien zu bringen, verändern konnten sie das Gesellschaftssystem natürlich auch in Prasads Dorf nicht. Wenn er als Junge mit der Mutter vom einzigen Brunnen des Dorfes Wasser holen wollte, mussten sie oft stundenlang warten, bis jemand vorbeikam, der für sie das Wasser aus dem Brunnen schöpfen konnte. Denn Wasserschöpfen war nur den Angehörigen höherer Kaste erlaubt. Die Dalits hätten den Brunnen angeblich durch ihre bloße Berührung verunreinigt. Auf die Frage, was passiert wäre, wenn ein Dalit zuwider gehandelt hätte, zeigt Prasad mit einer Geste, dass man ihn dann umgebracht hätte. Vom seinem Fahrrad musste er absteigen, sobald ein Brahmane in Sicht war, und vom Einlass in die Häuser der oberen Kaste konnte er bestenfalls träumen. Landesweit war Prasads Dorf - Kanchi Kacherla - das erste Mal in aller Munde, als sich 1968 ein Dalit-Junge in ein Mädchen einer höheren Kaste verliebte. Zur Strafe für den Verstoß gegen die starren Kastenregeln wurde er bei lebendigem Leib verbrannt. Wenn Prasad die Geschichte des Dorfes erzählt, schwingt ein bisschen seine eigene Erfahrung mit. Auch er war eine Zeitlang mit einer Brahmanin befreundet. Er verlor seine Arbeit, wurde sozial geächtet und musste letztendlich feststellen, dass die Liebe dem sozialen Druck nicht gewachsen war. Trotz aller Bildung, auch in Prasads Familie wird nur innerhalb der Kaste geheiratet. Obwohl seine zwei Brüder in guter Position als Regierungsangestellte arbeiten, sind auch ihre Ehefrauen Dalits. Anders als Angeli ging Prasad der familiäre Austritt aus der Hindugemeinschaft nicht weit genug. Trotz Christentums und der relativ guten Stellung seiner Familie war für ihn die Unberührbarkeit täglich spürbar. In den 80ern schloss er sich daher den Naxalites und der „Peoples War Group“ an. Für Prasad erschien der bewaffnete Kampf damals als die einzige Lösung seiner Probleme: „Ich war verzweifelt. Ich war davon überzeugt, Indien ließe sich nur

mit Gewalt verändern, und der Kampf der Naxalites schien mir als der einzige Ausweg aus unserer Misere.“

Naxalites ist die Sammelbezeichnung für verschiedene radikale Gruppen wie die „Indian People’s Front“, das „Maoist Communist Center“ und die „People’s War Group“. Ende der 60er Jahre entstanden diese guerillaähnlichen Organisationen vor allem in den nördlichen Bundesstaaten mit dem Ziel, die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse militant zu verändern. Es gelang ihnen, vor allem unter den Landlosen zahlreiche Anhänger zu mobilisieren, so dass sie zum Teil ganze Landstriche kontrollierten, in denen sie autonome Parallelverwaltungen aufbauten. In sogenannten Volksgerichten spricht die „Peoples’s War Group“ noch heute Urteile gegen zum Beispiel korrupte Beamte aus, die daraufhin hingerichtet werden. Allein in der „People’s War Group“ gehören rund 800 Personen zu den bewaffneten Aktivisten. 1991 verübten sie 227 Morde. Die Landbesitzer, unterstützt von der Landesregierung, reagierten auf die zunehmende Militanz ebenfalls mit Gewalt. Sie kauften Waffen, heuerten Banditen an und schufen die sogenannten „Senas“, Privatarmeen, die auch heute immer wieder brutal zuschlagen.

1983 wurde Prasad Mitglied der „People’s War Group“. Fünf Jahre war er Kulturkommissar und verbreitete Maos Lehren. Trotz einiger Monate Gefängnis bereut er auch heute seine Entscheidung keineswegs: „Es war eine wichtige Zeit für mich, irgendwann wurde mir aber klar, dass sich eine Gesellschaft auf Dauer nicht militant verändern lässt. Noch dazu stellte ich, je länger ich dabei war, immer stärker fest, dass die „People’s War Group“ hauptsächlich gegen Klassen und nicht so sehr gegen Kasten kämpft.“ Als Autor und Dichter engagiert sich Prasad heute vor allem schriftlich gegen die Kastenungerechtigkeiten. Sein Hass gegen die herrschenden Verhältnisse lässt sich meist nur noch in den Texten seiner Lieder spüren. Mit Gandhis Lehre des gewaltlosen Widerstands kann er sich dennoch nicht ganz anfreunden: „Wenn sie aber in unsere Dörfer kommen, um unsere Familien umzubringen, müssen wir in der Lage sein ebenbürtig zurückzuschlagen.“ So wie ganz Indien ist eben auch Prasad voller Widersprüche.

Ein weiter Weg: 3000 Jahre alte Tradition lassen sich nur langsam verändern

Politischer Aktivismus, militanter Widerstand oder die Konversion zu einem anderen Glauben, grundlegend verändern ließ sich die indische Gesellschaft bislang durch keinen der zahlreichen Versuche. Viele Dalits leben nach wie vor unter erbärmlichen Lebensbedingungen. Dass 50 Jahre nach der Unabhängigkeit und nach Abschaffung der Unberührbarkeit Menschen noch immer ob ihrer Kastenzugehörigkeit diskriminiert werden, ist einerseits schier unfassbar, andererseits - bedenkt man die zeitlichen Relationen - nicht vollständig überraschend.

Im Unterschied zu früher gibt es im heutigen Indien aber immerhin Hoffnungsträger, die ein besseres Leben symbolisieren oder dafür kämpfen. Ohne

Aktivisten wie Paul oder Kurian wäre die Existenz vieler Dalits sicher noch hoffnungsloser, Intellektuelle wie Angeli können Vorbilder für die nächsten Generationen sein und selbst auf politischer Ebene hat sich die Situation ein wenig verbessert: Der zur Zeit amtierende Präsident Narayan ist ein „Unberührbarer“. Der erste Schritt ist getan, aber leider auch nicht viel mehr. Bis die Dalits gleichberechtigt leben können, wird wohl noch viel Zeit vergehen. Gesellschaftliche Umbrüche passieren nun mal selten von heute auf morgen.

Die gewaltsamen Auseinandersetzungen der letzten Monate machen jedoch deutlich, dass das Selbstbewusstsein der unterdrückten Masse stetig wächst und es die höheren Kasten in Zukunft nicht mehr ganz so leicht haben werden, ihre Privilegien ruhig zu genießen. Für den Soziologen Uday Metha lassen sich die zunehmend gewaltsamen Konflikte leicht erklären: „Es ist kein Wunder, dass die hindufundamentalistischen Kräfte gerade jetzt so aktiv werden. Die überreizten Handlungen zeigen nur ihre Angst, die politische Macht zu verlieren“. Mit ein wenig Hoffnung ist es also nicht mehr die Frage ob, sondern lediglich wann das indische Kastensystem endlich begraben werden kann. Ob aber die heutigen Generationen von den Veränderungen profitieren können, bleibt fraglich.